1811. Nro. 75.



Der Freimüthige

Montag, oder den 15. April.

Berlinisches Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser.

Mitleid, Liebe, Hochmuth und Verzweiflung.

(Schluß.)

Die arme Frau, zum zweitenmale verlassen, kehrte, mit einem Kinde unter dem Herzen, zum Vater zurück, und sah ihren Gatten nie wieder. Sie war äußerst niedergeschlagen und weinte oft im Stillen die heißesten Thränen; ihr Vater überraschte sie eines Abends in einem solchen sehr traurigen Augenblicke, da gestand ihm die Jammernde, daß sie der Unmensch, während ihres Aufenthalts bei ihm, mehreremale thätlich gemißhandelt habe. „Vater," redete die himmelreine Seele, „ich habe Ahndungen, die mir oft das Herz zerdrücken. Als ich jetzt zurückkam, ordnete ich meines Mannes Wäsche und Sachen, um ihm, wenn ich seinen Aufenthalt erführe, etwas davon zuzusenden. In einer seiner Rocktaschen finde ich gestern diesen Beutel!"

Sie brachte mit diesen Worten einen der vier Beutel, in die die angeblich geraubten 20,000 Thaler gepackt gewesen waren. Sie kannte diese Beutel genau, weil sie sie von feiner blaustreifiger Leinwand selbst genäht hatte. Der vorgezeigte war mit dem Blute des erschossenen Postillons befleckt!

Der Alte erstarrte. Jetzt hatten sie schreckliches Licht über den ganzen Vorfall; darum drang der Abscheuliche darauf, das Geld allein zu transportiren. Der Postillon hatte von hinten zwei Schüsse erhalten. Von wem anders, als vom Grafen selbst, der ihn dann vom Bocke heruntergeworfen hatte. Die Beutel hatte er wahrscheinlich in einem Sumpfe versteckt gehabt; denn der vorgewiesene hatte Spuren von Moorerde noch an sich. Die Freundschaft mit dem Grenz-Postmeister, der ein unbescholtener Mann war, unterhielt der Graf bloß, um diesen Weg öfters zu machen. Er machte ihn jedesmal allein, gewiß aus keiner andern Ursache, als um nach seinem versenkten Schatze zu sehen und allmählich das Geld zu holen. Sein Tiefsinn, sein Insichgekehrtseyn waren die lebendigen Merkmale seines bösen Gewissens. Der Bediente mußte um mehrere seiner Handlungen wissen, darum zertrat das Ungeheuer den Menschen, weil er fallen ließ, daß er den Grafen seine harte Behandlung wolle fühlen lassen.

Je mehr sie sich alle diese und mehrere Umstände zusammen setzten, desto gewisser ward die traurige Ueberzeugung, daß der Graf jenen Raubmord selbst begangen hatte. Unter seinen Papieren fanden sie nichts, als die deutschen Briefe

von Billig, die sie schon kannten, und einige polnische, die sie nicht lesen konnten. Sie beschlossen jedoch, sie irgend einem, der Sprache kundigen, vertrauten Manne zur Uebersetzung zuzusenden.

Ueber diese Unterredung, die mit jedem Augenblicke schauerlicher geworden war, war die Mitternacht hereingebrochen, da pochte es an der Hausthüre.

Es war der Graf. Der Vater empfing ihn und zitterte vor Schreck so heftig, daß er kaum ein Wort zu sprechen vermochte. Ottilie war mit ihrem Kinde, das sie aus dem Bette riß, in eine Hinterkammer geflüchtet.

„Ich bin,“ hob der Graf mit wildem Ton an, „hier geächtet; ich weiß, daß mich Steckbriefe verfolgt haben; darum kam ich im Dunkel der Nacht verborgen. Ich verlange mein Weib und mein Kind, um es mit nach Litthauen zu nehmen. Ottilie soll meines Vaters Vergebung erflehen. Er wird sich erweichen. Ottiliens Reize werden den Weg zu seinem Herzen finden. Aber sie muß mit, heute noch mit. Pferde und Wagen, alles steht bereit. Wo ist meine Frau?“

Der Alte hatte sich unterdessen gesammelt. „Ottilie ist nicht hier,“ sagte er ganz ruhig; „sie ist bei meiner Schwester auf einige Tage zum Besuche. Sie kann, wenn ich ihr einen Boten sende, morgen Abend wieder hier seyn. Bleiben Sie hier; es hat Sie kein Mensch im Hause gesehen. Kommen Sie auf die blaue Stube, da steht ein Bette; ich bringe Ihnen morgen heimlich Essen und Trinken; es soll Sie keins unserer Leute entdecken.“

Der Graf willigte nach einigem Besinnen ein. Der Alte führte ihn auf das blaue Zimmer, gab ihm Licht, Wein und Zwieback, und schloß ihn ein.

Der Graf frug leise durch die Thüre, warum er sie verschließe, und der Alte antwortete, „damit nicht morgen eins von unsern Leuten zufällig auf das Zimmer kommt und Sie entdeckt.“

Jetzt war der Vogel gefangen. Zum Fenster hinaus konnte er nicht, denn das Zimmer war zwei Stockwerk hoch.

Der Vater eilte nun zu Ottilien, und sie hielten Rath, ob sie ihn morgen bei den Gerichten angeben sollten, oder ob der Alte ihm hundert Dukaten in die Hand drücken und den Rath geben solle, diese Nacht noch sich eiligst auf die Füße zu machen, weil er aus dem Hin- und Herschleichen mehrerer Gerichtsdiener auf der Straße vermuthe, daß man ihn schon in der Stadt spüre.

Sie verloren sich in Ungewißheit und Zweifel über das, was sie thun sollten, als ein gräßlicher Knall das ganze Haus durchdröhnte. Beide erbleichten, denn beide wußten, was geschehen war. Alle Leute im Hause waren aufgeweckt. Die Nachtwächter klopften stürmend an die Hausthüre.

Der Landrentmeister öffnete das Haus und das blaue Zimmer. Der Graf lag in seinem Blute. Der Kopf war in drei Stücke gesprengt. Sein Herz wird heute noch auf der Akademie in Spiritus verwahrt.

Der abgewiesene Hofrath erhielt wieder die Untersuchung gegen den Landrentmeister. Man machte ihm den Prozeß, weil er den Aufenthalt des Grafen im Auslande gewußt hatte, ohne ihn anzuzeigen, und weil er den mit Steckbriefen Verfolgten in seinem Hause aufgenommen hatte, ohne sofort der Polizey davon Meldung zu thun. Dem Landrentmeister kostete dieser Prozeß mehrere tausend Thaler, und drei Jahre seines Lebensabends.

Die Gräfinn ward vom zweiten Kinde entbunden, und lebte von der Milde ihres Vaters. Die wenigen Edeln der Stadt bemitleideten si[e] und behandelten sie mit Achtung und Schon[ung]. Der größere Haufe des Publikums trat auf d[ie] Ruinen ihres Glücks mit teuflischem Hohnlächel[n] und kränkte die schuldlos Leidende bis auf die feinsten Fasern ihres Innern.

Zu den polnischen Briefen fand sich ein Uebersetzer, der aber wenig polnisch verstehen mochte; denn er ließ sich erst den Zusammenhang der Sache erzählen, und versicherte dann, daß die Briefe die redlichsten Versicherungen von Vaterliebe gegen den Sohn enthielten.

Der Landrentmeister ward von einem Rechtsfreunde auf die Idee gebracht, dem alten Sobadowski, dem er durch Billig den Tod seines Schwiegersohnes früher schon auf eine schonende Weise gemeldet hatte, seine Enkel zu empfehlen. Die Ehe war legal vollzogen, meinte der Rechtsfreund, folglich hatten die Enkel das Pflichttheil ihres Vaters, des jungen Sobadowski, vom alten Großvater rechtlich zu fordern.

Auf die Todesanzeige hatte Billig geantwortet, daß der alte Graf und die Gräfinn ganz trostlos wären, daß sie hofften, der Sohn habe ein seinem Stande gemäßes Begräbniß erhalten, und daß sie sämmtliche desfalsige Kosten pünktlich dekken würden.

Auf die Empfehlung der kleinen Sobadowskischen Kinder antwortete weder Billig, noch der alte Graf.

Man nahm daher Veranlassung, mir den Antrag zu machen, wenn ich in die Gegend von Wilna käme, den Grafen deshalb zu sprechen, und seinen Gewalthaber, den Kammerdiener Billig, für die Sache zu gewinnen.

Kurz darauf kam ich auf einer Reise nach Kiew durch Wilna.

Kein Mensch kannte einen Grafen Sobadowski. Von einem fürstlichen Hause Czurbatipolaski weiß man im ganzen russischen Reiche kein Wort. Blos Billig war bekannt. Er war Kammerdiener in einem kleinen adlichen Hause gewesen, hatte auf einmal viel Geld in Händen gehabt, ohne daß man wußte, wo er es herbekommen, und war seit Kurzem verschwunden. Dem Gerüchte nach war er an die Küsten des asowschen Meeres gegangen. Man schickte mir die polnischen Briefe. Diese gaben den völligen Aufschluß.

Die Geschichte mit den, bei dem Duell im Rocke verlornen, 1000 Dukaten war Lüge. Der Arzt sollte zum Mitleid bewegt werden, und dem Grafen Geld schaffen. Die Pferde waren von dem bei der Elsenbrücke geraubten Gelde gekauft. Die von der Gräfinn Sobadowska angeblich gesandten Gelder übermachte Billig gleichfalls von dem Kapitale unter der Elsenbrücke. Der Graf sandte es ihm in Tratten auf Petersburg und Riga; in Wilna setzte Billig diese Tratten gegen Briefe auf Hamburg und Leipzig um, und für sich behielt er, nach des Grafen Willen, 5000 Rtl. von diesem Mordgelde. Der Graf selbst war ein Barbiergeselle aus W**mar. Er hatte in Polen eine Zeitlang conditionirt, und sich dort eine ziemliche Fertigkeit der polnischen Sprache erworben. Sich selbst hatte er gemordet, wahrscheinlich, weil er aus dem Einschließen folgerte, er werde den Gerichten überliefert werden. Die übrigen Aufschlüsse kann sich der aufmerksame Leser selbst geben.

Ottiliens Vater starb im Kummer des gedemüthigten Stolzes. Die arme Frau lebt still und eingezogen. Ihr Vermögen ist sehr zusammen geschmolzen. Der Frau des erschossenen Postknechts und seinen zurückgelassenen Kindern giebt sie jährlich eine ihren Kräften gemäße Unterstützung. Ihre eigenen Kinder sind ihre einzige Freude. Die fromme Dulderinn hat all das Ungemach, was das Schicksal ihr so schuldlos bereitete, mit sanfter Ergebung getragen. Menschen, brecht nicht den Stab mit Hohn über sie!

H. Clauren.

Katharina Bonsergent

verrieth schon in der frühesten Kindheit, welche mächtige Trinkkraft die Natur in sie gelegt habe, und wurde von mehrern Beobachtern als eine seltene Merkwürdigkeit betrachtet. Sie war bis in ihr drittes Jahr fremden Händen zur Erziehung übergeben gewesen; aber in diesem Jahre nahmen sie ihre Aeltern zu sich ins Haus, und entdeckten nun erst mit Mißvergnügen, welche ungeheure Menge Getränk ihr Töchterchen zu sich nehmen konnte. Freilich trank das kleine Ding nur Wasser, und nichts als Wasser, aber dennoch war es den Aeltern unangenehm; denn die tägliche Portion des Kindes betrug nicht weniger, als zwei Eimer.

Die Aeltern schrieben den Fehler der Natur einem Fehler der Verziehung zu, und wandten alles an, dem Kinde denselben wieder abzugewöhnen; anfangs liebreiches Zureden, Bitten, Ermahnungen, und dann harte Drohungen. Man versagte ihr das Wasser, man verringerte die Portionen, man bewachte sie; aber die Noth machte das Kind erfinderisch, und es wußte sich heimlich immer das nöthige Wasser gegen seinen Durst zu verschaffen. Im Sommer trank die Tochter das erste Wasser, was ihr vorkam, gleichviel, ob es aus einem Teiche, oder Flusse, oder einer frischen Quelle war; im Winter aber nahm sie ihre Zuflucht zu Eis und Schnee! Sie trug vorsichtig Sorge, daß es ihr, besonders des Nachts, nicht gebrechen möchte, und nahm sich einen Vorrath mit. Indessen wurden die Aeltern doch zuletzt allzu unwillig über das unaufhörliche Trinken, und behandelten die nun herangewachsene Tochter übel. Diese suchte sich den Mißhandlungen der Aeltern zu entziehen, und entlief nach Paris.

Gerade hier hätte das Mädchen sehr übel mit ihrem Trinken ankommen können; denn in Paris ist das Trinkwasser, zumal das gute, nicht überall zu haben, sondern es wird Trachtenweise — auf die Tracht zwei Eimer gerechnet — zu sechs Sous*) verkauft, und das sehr gute Trinkwasser steht, zumal in manchen Gegenden der Stadt, noch höher. Indessen hatte Katharine gerade eine sehr gute Herrschaft bekommen, die ihr, um ihrer übrigen guten Eigenschaften willen, diesen höhern Aufwand, den sie verursachte, gern nachsahe.

In ihrem 22sten Jahre heirathete sie einen Schuhflicker, der aber von ihrer Sonderbarkeit

*) Etwa zwei Groschen.

nicht eher etwas erfuhr, als bis die Hochzeit vorbei war, wo denn der arme Mann dieselbe bitter genug fühlen mußte; denn er verdiente vielleicht an manchen Tagen kaum so viel, als seine Frau für Wasser brauchte. Indessen scheinen doch die beiden Eheleute ganz glücklich mit einander gelebt zu haben, und leben vielleicht noch miteinander. Sie gebar in dieser Ehe 11 Kinder, und während ihrer Schwangerschaft mit dem zehnten Kinde trank sie täglich vier ganz volle Eimer. Ueberhaupt war jedesmal ihr Durst am größesten, wenn sie in Wochen lag, und sie trank auf jeden Zug vier Maaß. — Eben damals, wie sie täglich vier Eimer trank, wußte ihr Mann nicht mehr Rath zu schaffen für einen solchen Durst. Es war nämlich der strenge Winter d. J. 1788, wo das Wasser natürlich theuer seyn mußte. Er kratzte daher den Schnee von den Dächern, und mit dem Wasser davon mußte sich seine Frau behelfen.

So arge Wassertrinkerinn diese Person war, so sehr verabscheute sie alle andere Getränke. Kaffee, Branntewein (an Bier ist ohnehin in dieser Gegend nicht leicht zu denken) und Wein. Ja sie kam der Ohnmacht nahe, wenn sie ein einziges Glas von dem Letztern genießen wollte. Noch merkwürdiger ist es, daß sie nie ausspuckte. Uebrigens liebte sie auch keine gesalzene Sachen, trank im Winter nicht weniger als im Sommer, und hat nie Anfälle von Wassersucht gehabt. Nie ließ ihr Durst nach, außer dann, wenn sie krank war.

Diese Person war mittlerer Statur, hatte eine feine zarte Haut, die mit einigen Sommersprossen versehen war, eine röthliche Gesichtsfarbe, und war eher fett als mager zu nennen; doch ihre Arme waren verhältnißmäßig dünner, als sie dem übrigen Körper nach seyn sollten. Ihre Unterlippe war etwas dick, sprang öfters auf, und schmerzte alsdann. Von ihren 11 Kindern hat sie aber nur zwei groß gezogen, und das älteste der beiden lebenden ist mit einem Ausschlage behaftet. —

Tagesbegebenheiten.

St. Petersburg, im März 1811.

Der diesjährige Carneval hat uns in musikalischer Hinsicht die schönste Abwechselung gewährt. Es war ein Wechsel, ein Treiben, ein Jagen der Concertanten, das dem Publikum zur Ergötzlichkeit diente. Das Ganze lieferte eine treffliche Kunstausbeute. Es fehlten uns einzig nur noch die Töne einer Mara, oder Schick, Mangiorletti ꝛc. ꝛc. um diesen Kunstakademien ihr Vollständiges zu geben. — Kaum war der Name eines Conzertanten auf der Affische ausgelöscht, so besetzten auch schon zwei andere die alte Stelle. — Ein Direktions-Conzert im kleinen Theater eröffnete das musikalische Fest. In diesem war das Ganze, noch weniger das Einzelne erheblich. Darauf folgte das erste Privat-Conzert von dem Herrn Fischer, Königl. Westphälischen Kapellsänger. Die Erwartung war, nachdem er schon in der Kaiserl. Eremitage sich hatte hören lassen — nicht gespannt — daher der Conzertsaal leer. Mich in eine weitläuftige theoretisch-musikalische Abhandlung einzulassen, gehört wol nicht hierher, und wäre auch nicht nöthig. Nur so viel heischt die Wahrheit: Herr Fischer ist durchaus kein außerordentlicher Sänger, und hat keine vorzügliche Stimme. Seine Stimme verdunkelt er noch mehr durch eine veraltete italiänische Manier, und eine fatale Fistel contrastirt mit seinen tiefen Baßtönen äußerst empfindlich. Liegenden schönen Gesang, reine Melodie hört man in seinem Vortrage selten, den tiefen B— Triller desto öfter. Der Beifall war schwach — und — die Kasse leer. Beim Schluß-Duett mit Herrn Ellmenreich verließ, ohne das Ende abzuwarten, das Publikum den Saal. — Den Tag darauf sang Herr F., aus Verbindlichkeit für den gebrauchten Conzertsaal, die Baßpartie in Haydns Schöpfung. Dieses Oratorium wurde für die Musiker-Wittwenkasse gegeben. Herr F. machte gleich in der Introduction einen argen Schnitzer gegen die Theorie der Musik und die Composition des großen Haydn, der ihm von keinem Kenner verziehen werden kann. Er sang nämlich: „Im Anfang schuf Gott“ mit Einsetzung in den richtigen Ton, das Uebrige aber eine Octave tiefer, und „Himmel und Erde“ in den von Haydn vorgeschriebenen Noten. Die unzählbaren Triller und widrigen Cadenzen abgerechnet, die eine ganze Abhandlung erfordern, wollte ich seine Fehler alle zu Papiere bringen. Solche Fehler darf sich ein Mann nicht zu Schulden kommen lassen, der sich berühmt nennt. — Vermuthlich glaubte Herr F., daß man hier keinen Geschmack besitze; denn mit solch einer Methode und solch einer Stimme nenne man sich hier nicht berühmt, sonst bleibt — der Beutel leer. — Am drauf folgenden Abend entschädigte uns Bernhard Romberg für allen Verdruß. — Dieses deutsche Kunst-Genie zog, wie mit magischer Kraft, einen Saal voll Hörer an, daß sie, sich drängend, kaum die süßen Töne noch zu verschlingen vermochten. Seine Compositionen und sein Spiel sind zwei vollkommene Wesen, die sich auf einem Wege zusammen treffen, und göttlich sich paaren. — Der Saal war bei seinen zwei Conzerten sehr voll, und der Beifall außerordentlich. Auch in Kiew und Wilna war dem Liebling der Musen Fortuna hold. Er ist von hier aus schon nach Moskwa zurückgekehrt. — Wie ein anderer Orpheus, entzückte uns Steibelt durch sein herrliches Spiel auf dem Fortepiano. Mit Romberg spielte er dieses Jahr zuerst im musikalischen Klubb, wo er ein neues Conzert von seiner Composition mit so meisterhafter Geschicklichkeit vortrug, daß das Applaudissement wol 10 Minuten fortdauerte, was noch keinem Virtuosen hier widerfahren ist. Herr Steibelt erhielt an demselben Abende das Ehren-Mitglied-Billet, und was noch mehr im Vergleich mit diesem ist, den Gebrauch des Saals zu einem öffentlichen Conzerte. —

(Der Schluß folgt.)